

### Dermisches.

Auszeichnungen. Hohe Ehrungen sind dem Alfa-Separatoren auf den bedeutendsten Ausstellungen Oesterreichs, Schwedens und Englands zuteilgeworden. Besonderen Wert erlangen die Auszeichnungen dadurch, daß dieselben Alfa allein vor der gesamten anwesenden Konkurrenz erhielt. Die Ausstellungen: Wien-Rotunde 1906, Allgemeingehygiene Ausstellung, silberne Staatsmedaille als einzige höchste Auszeichnung für Separatoren. Norrköping (Schweden), Juni 1906. 20. Allgemeine schwedische Industrie- und Landwirtschaftsausstellung „goldene Medaille“ als einzige höchste Auszeichnung für Separatoren. Außerdem wurden auf dieser Ausstellung für Separatoren eine silberne Medaille als „erster Preis“ und ein „zweiter Preis“ verteilt. Beide Preise sind geringere Auszeichnungen. Die Alfa-Butterfässer und Alfa-Pumpe Nr. 7 erhielten zwei „erste Preise“. Brentwood (England), 13. und 14. Juni 1906. „Goldene Medaille der Esser-Landwirtschafts-Gesellschaft. Die höchste Auszeichnung, welche in den letzten 17 Jahren keinem Separator erteilt worden ist.

Baden-Baden, 6. August. Eine wohl vorbereitete Kindesausziehung, welche zwei fremde Frauen gestern hier verübten, erregt großes Aufsehen. Mit dem Zuge 8 Uhr 34 vormittags kamen zwei Damen in Begleitung eines 5-jährigen Kindes hier an. Sie nahmen eine Droschke, stiegen aber gleich wieder aus und gaben dem Kutscher die Weisung, das Mädchen in die Langestraße 70 zu fahren. Das Kind gehörte dahin, die Dame solle er, der Kutscher, am Bahnhofe wieder abholen. In dem angegebenen Hause kannte aber niemand das Kind. Der Kutscher fuhr sogleich wieder zum Bahnhofe, um den Frauen das Kind wieder zu bringen. Diese waren aber inzwischen abgereist. Das Mädchen, welches nur französisch spricht, wurde vorläufig im städtischen Armenhause untergebracht.

Strasbourg, 9. August. Ein verheirateter Schlosser und seine Geliebte ließen sich von einem Zuge überfahren. Das Mädchen ist tot, der Mann leicht verletzt.

Aus Angst an Herzschlag gestorben ist, wie aus Springfield in Amerika gemeldet wird, dort der bekannte Waffensabrikant D. V. Weston, ein 20facher Millionär, im Alter von 81 Jahren. Er wurde seit dem Herbst vor. J. von der italienischen geheimen Terroristen-Gesellschaft der „Schwarzen Hand“ mit Dynamit-Attentaten bedroht, falls er

nicht eine große Summe zahle. Er lebte infolgedessen in ständiger Furcht, die auf ihn körperlich so schwer einwirkte, daß er jetzt einem Herzschlag erlegen ist.

Paris, 3. August. Vom Kaiser Wilhelm. Auf seiner jüngsten Nordlandsreise tauschte Kaiser Wilhelm, wie wiederholt erwähnt, wieder einen Besuch mit dem französischen Deputierten und Schokoladefabrikanten Gaston Menier aus, dessen Yacht „Ariane“ sich gleichzeitig mit der „Hamburg“ im Hafen von Stavanger aufhielt; der Kaiser besuchte das französische Schiff und lud dann Herrn Menier und seine Reisebegleiter für den Abend zum Diner ein. Nachdem mehrere Pariser Blätter und besonders der nicht immer zuverlässige „Matin“ über dieses Zusammentreffen Berichte veröffentlicht haben, die sich nicht kontrollieren ließen, und worin dem Kaiser allerlei befremdende Äußerungen zugeschrieben waren, gibt jetzt der „Temps“ eine Darstellung aus der Feder des Schriftstellers Berardi, der sich im Gefolge Meniers befand, und der als ehemaliger Bonner Student vom Kaiser in eine lebhaft, in deutscher Sprache geführte Unterhaltung gezogen wurde. Berardi entwirft ein sehr sympathisches Porträt Wilhelms II., seiner lebhaften Unterhaltungsgabe und seiner rüstigen Erscheinung; er betont nur, daß die Haare stark ergraut sind, aber der Kaiser antwortete auf eine betreffende Bemerkung: „Zimmer noch besser graue Haare als gar keine.“ Kaiser Wilhelm hatte betanlich das Schiff des Herrn Menier im Jahre 1902 in Bergen besucht und war damals mit Waldeck-Rousseau zusammen getroffen. Das Gespräch knüpfte natürlich an diese Erinnerung an; der Kaiser sprach mit hoher Anerkennung von dem seither verstorbenen Staatsmann und brachte selbst das Gespräch auf das Krebsleiden, dem Waldeck-Rousseau erlegen ist: „Ja, ja, ich kenne das“, sagte er melancholisch; „daran stirbt man in meiner Familie.“ Und er fügte hinzu: „Ich werde niemals den Blick vergessen, mit dem mein Vater in den Augen aller ihm nahe kommenden Personen zu lesen suchte, welche Fortschritte sein Leiden gemacht habe. Wir haben in Frankfurt ein Institut gegründet zum Studium dieser Geißel; einer unserer Professoren hat den guten Glauben, ein Serum gefunden zu haben...“ Die Unterhaltung lenkte von diesem trüben Gegenstand ab und wandte sich der Politik zu. Man kam auf Ostasien zu sprechen. Der Kaiser betont die zielbewußten Anstrengungen der Japaner und sagt: „Ich habe schon mit dem Jaren darüber gesprochen. Wie wunderbar war der Informationsdienst, den

die Japaner von einem Ende der Welt zum andern eingerichtet hatten! Wenn man einen von ihnen trifft, so weiß man nie, ob man einen Kaufmann oder einen Handwerker oder einen verkleideten Offizier vor sich hat. In der Bude eines Barbiers, wo sich die Militär-Attachés rasieren lassen, war der, der das Rasiermesser um ihre Gesichter schwang, wie man mir berichtet hat, ein Oberst vom japanischen Generalstab!... Man wird in Zukunft in Asien und anderswo sehen, was dieser erste Triumph der gelben über die weißen Männer kosten kann... Für den Augenblick gehts mit England am besten von der Welt... Aber die Orientalen haben mehr als einen Trumpf im Sack; so haben sie neuerdings am Jalu eine Stadt für den Handel geöffnet, entsprechend den Verträgen; nur haben sie Bedacht genommen, beide Ufer des Flusses durch eine Brücke zu verbinden, welche die Schiffe hindert, weiter hinauf zu fahren. Wer weiß! Vor Ablauf von zehn Jahren werden wir vielleicht eine japanische Flotte im Mittelmeer sehen und dann werden wir als Neuheit erleben, daß der Herrscher des Reichs der aufgehenden Sonne seine Anschauungen über die Fragen des Westens zum Ausdruck bringt!“ Nach dem Diner an Bord der „Hamburg“ war die Unterhaltung durchaus gemütlich, die Kapelle spielte ausgewählte französische Stücke; Matrosen bedienten die Tafel, die mit frischen Blumen geschmückt war; der Frau Menier und ihrer Begleiterin hatte der Kaiser bei Betreten der „Hamburg“ frische Orchideen überreichen lassen mit den Worten: „Das wächst in unserm Schiffsgarten!“

Interessantes aus dem Basler Missionskalender. Aus dem von der Basler Mission herausgegebenen Missionskalender für 1907 seien zwei interessante Stücke mitgeteilt: Was sich die Kols in Indien von der Entstehung der verschiedenen Menschenrassen erzählen: Singbonga, der gute Gott — so heißt es — formte aus Ton einen Menschen und tat ihn, um ihn zu trocknen, in den Backofen. Nach einiger Zeit nahm er ihn wieder heraus, aber er war noch weiß, also noch nicht gar gebacken. Da nahm Singbonga zum zweitenmal Ton und schuf einen anderen Menschen. Unter den Backofen legte er noch mehr Holz und steckte dann den neuen Menschen hinein. Als er ihn nach einiger Zeit wieder herausnahm, war er zwar schon gebräunt, aber doch erst halb gar. Singbonga mußte daher zum drittenmal aus Werk gehen. Jetzt heizte er aber tüchtig ein und ließ den dritten Menschen recht lange im Ofen. Diesmal geriet das Werk recht. Ein vollkommener, schön gebräunter Mensch kam

### Löwenfilet.

Humoreske von Dr. Faust.  
(Nachdruck verboten).

„Sidi! Sidi!“  
„Was gibt es?“

Mein arabischer Diener war so atemlos in das Zelt gestürzt, in dem ich mit meinem Freunde, dem Rittmeister Vicomte de Varigues eine Partie Domino spielte, daß er zunächst kein weiteres Wort herauszubringen vermochte.

„Eine Hanum! Eine mächtige schöne Hanum!“ entrang sich endlich seinen Lippen.

Das war allerdings überraschend genug, um Varigues und mich in die Partie vergessen zu lassen. Eine Dame hier auf diesem vorgeschobenen, den Angriffen der Kabylen ausgesetzten Grenzposten? Wer konnte sie sein? Was führte sie hieher?

Varigues vertauschte rasch seine allerdings nicht gerade sehr salonsfähige Jacke mit der Uniform, dann traten wir hinaus, die Dame zu begrüßen, die inzwischen mit ihrer Begleitung bis zu dem an der Karawanenstrasse aufgestellten Wachtposten gekommen war und jetzt durch einen Chasseur dem Rittmeister ein Empfehlungsschreiben des Generals sandte, in dem es hieß, daß Fürstin Katharina Iwanowna Melidofsch gewünscht habe, auch den Süden Algeriens kennen zu lernen und daß der ebenso reizenden als lebenswürdigen Dame — so schrieb der brave General wörtlich — jede mit dem Dienst verträgliche Unterstützung zu gewähren sei.

Ob Rittmeister de Varigues wohl gekommen war,

ihr diese Unterstützung angedeihen zu lassen! Er, der, ein glühender Verehrer schöner Frauen, seit den zwei Jahren, die ihn sein Dienst an diesen Posten band, vom weiblichen Geschlecht kaum etwas anderes gesehen hatte, als ein paar alte Araberweiber, deren Häßlichkeit so groß war, daß die vom Koran vorgeschriebene Verhüllung des Gesichts als eine sehr weise Maßregel des Propheten empfunden wurde!

Es war unter diesen Umständen kein Wunder, daß die Fürstin schon nach wenigen Stunden sein leicht entzündliches Herz in helle Flammen gesetzt hatte. Sie entsprach in der Tat in hohem Grade der Empfehlung des Generals. Von mittelgroßer, voller Figur, schlanker Taille, auffallend kleinen Händen und Füßen, blondem, goldig schimmernden Haar und einer nur wenig an den slavischen Ursprung erinnernden Gesichtsbildung, wäre sie auch in den Salons jeder europäischen Hauptstadt eine äußerst anziehende Erscheinung gewesen. Wie viel mehr hier, wo schon das Rauschen ihrer eleganten Toilette in den solcher Töne längst entwöhnten Ohren des guten Rittmeisters wie Musik klang!

Er tat denn auch alles, um die Fürstin, die nach kurzer Ehe im Alter von 24 Jahren Witwe geworden war und, zu lebenslustig, um ihre Jugend und Schönheit auf ihren Gütern in der Ukraine zu vergraben, zu ihrem Vergnügen in der Welt umherreisen zu unterhalten. Da seit längerer Zeit von Seiten der Kabylen keinerlei Unruhmigungen vorgekommen waren, durften wir es unternehmen, mit ihr die Daur's (Zeltlager) der umwohnenden

Stämme zu besuchen. Das Wandern derselben interessierte die Fürstin in hohem Grade. Vietet die Umgegend keine genügende Nahrung mehr für die Viehherden, so werden die Zelte abgebrochen, auf ein Kameel gepackt, die Teppiche und Decken auf ein anderes, die Kinder und Schafe werden zusammengetrieben, die männlichen Mitglieder des Stammes besteigen, bis an die Zähne bewaffnet, ihre oft sehr wertvollen Pferde, und nach diesen kaum wenige Stunden in Anspruch nehmenden Vorbereitungen wird die Reise angetreten, die so lange währt, bis wieder gute Weideplätze gefunden sind. Im Herbst wird dabei die Richtung vom Gebirge nach dem Flachland eingeschlagen, im Frühling ist es umgekehrt.

Damals, im April, war noch überall eine üppige Vegetation zu finden, besonders an den Ufern der Flußläufe, wo wilder Wein und Epheu an Johannisbrodbäumen und Palmen emporranken, wo Geranien und Rosen und eine Fülle in Europa unbekannter oder nur mühsam in Gewächshäusern groß gezogener Blumen eine Pracht und einen Duft entfalten, von dem sich der, welcher nie dort gewesen, schwerlich eine Vorstellung zu machen vermag. Nichts aber ist poetischer, als die Abende unter dem klaren, schimmernden Sternenhimmel des Südens, wenn ringsum, durch das Feuer in Schach gehalten, die Schalale ihr heiseres Gebell ertönen lassen und dazwischen der klagende Ruf der Hyäne erklingt, oder gar das ferne Brüllen des Herrschers der Wüste, des Löwen.

jezt zutage. Die dunkelfarbigen Kols sehen sich selbst für die eigentlich vollkommenen Menschen an; die hellbraunen Hindu sind nach ihrer Meinung noch nicht recht gar; vollends die weißen Europäer sind gänzlich ungar. — Andere Länder, andere Sitten! Verkehrte Welt würden wir sagen, wenn man folgendes hört: In China kommt die Suppe zuletzt, nicht zuerst. In China tragen die Männer Zöpfe, nicht die Frauen. In China liest und schreibt man von oben nach unten und von rechts nach links, nicht von links nach rechts quer herüber wie bei uns. In China wird so genäht, daß die Näherin von sich weg, nicht auf sich zu näht. In China schüttelt man bei einer Begrüßung die eigene Hand, nicht die des Begrüßten. In China sagt man nicht Nordwest- und Südwestwind, sondern Westwind und Westwind. In China schneiden feinere Leute sich nie die Fingernägel, sondern lassen sie möglichst lang wachsen. In China erhält der Hausarzt sein Honorar, so lange man gesund bleibt; wird man krank, so hört die Bezahlung auf. In China lehren die Kinder in der Schule dem Lehrer den Rücken zu, nicht das Gesicht, wenn sie ihre Aufgaben herfragen. In China erfordert die Höflichkeit, daß man nicht bloß fragt: „wie geht es Ihnen?“, sondern auch: „wie alt sind Sie?“ — ganz anders als bei uns. Wenn bei uns zwei miteinander gehen, so erfordert die Höflichkeit, daß sie gleichen Schritt miteinander halten; in China ist das Gegenteil der Fall. Wir ziehen beim Grüßen den Hut ab, der Chineser setzt ihn auf. Beim Reiten stemmen wir die Fußspitzen in den Steigbügel, der Chineser die Haden. Wenn wir eine Melone essen, so werfen wir die Samenkerne weg, der Chineser ist vor allem die Kerne und wirft nicht selten alles andere weg. Bei uns weint man oft, wenn eine traurige Nachricht kommt, in China lacht man, um die bösen Geister zu täuschen. Bei uns ist der Ehrenplatz zur rechten Hand, in China zur Linken. Ein Lieblingsgeschenk, das chinesische Kinder ihren Eltern machen, ist — ein Sarg. Man denke sich so etwas bei uns! Noch vieles andere macht man in China gerade umgekehrt wie bei uns. Es ist aber deswegen noch lange nicht verkehrt. Jedenfalls kommt unsere Art den Chinesen gerade ebenso komisch vor wie bei uns die ihre. Daß wir mit Messer und Gabel, nicht mit zierlichen Holzstäbchen, wie sie essen, kommt den Chinesen unappetitlich vor, und wenn man von ihnen sagt, sie seien unreinlich, so können sie wohl mit der Frage antworten, ob denn das reinlich sei, daß wir uns Hände und Gesicht mit dem gleichen Tuch abtrocknen. Das tut ein Chineser nie.

Russel Sage, der Senior der amerikanischen Millionäre, von dessen Tod und von dessen Eigenheiten schon erzählt wurde, scheint trotz des hohen Alters, das er erreichte, eine wahre Angst vor dem Lebendigbegrabenwerden gehabt zu haben. Er, der im Leben derart knauserte, daß er sein Frühstüchlein an dem Buffet einnahm, das seinen Commis unentgeltlich zur Verfügung stand, ist auf Grund seiner letzten Bestimmungen in einem Sarge zur ewigen Ruhe bestattet worden, der das hübsche Sämmchen von 40000 M. gelöst hat. Der Sarg besteht aus

schwerem Gußstahl, dessen Wände vier Zoll dick sind. Und dieser Sarg ist nicht nur mit Patent-schlössern versehen, die sich von innen öffnen lassen, sondern auch mit einem ganzen elektrischen Klingel-system, durch das der Begrabene im Falle des Scheintodes sich der Außenwelt bemerkbar machen könnte. — Nur den einen Fall scheint „Uncle-Russel“, der sich seiner verschlossenen Hand wegen der weitestgehenden Unbeliebtheit erfreute, nicht vorbedacht zu haben, — daß nämlich seine Erben das elektrische Läutesystem abstellen könnten.

(Für eine halbe Krone verkauft.) Das Polizeigericht in Neath machte die erstaunliche Entdeckung, daß ein englischer Arbeiter seine sjährige Tochter für 2,50 M. an eine Zigeunerbande verkauft hatte. Die Polizei hatte das englisch aussehende Kind den Zigeunern weggenommen und die Zigeunerin, die es mit sich führte, vor Gericht gestellt. Die Zigeunerin war aber vorsichtig genug gewesen, sich von dem Vater der Verkauften eine vollständige Verkaufsurkunde ausstellen zu lassen. Das Kind wurde einer Anstalt überwiesen.

Die 2 J-Postkarte. Der folgende, originelle Nachruf befand sich in einer Zeitung Nordwestdeutschlands: „Soeben verschied auf unnatürliche Weise nach eines hohen Gerichtshofes unerforschlichem Rat-schluss unsere inniggeliebte 2 J-Postkarte. Die so früh Dahingeraffene hatte sich bald nach der Geburt durch ihr bescheidenes und billiges Wesen die Gunst der Allgemeinheit erworben. Erst im geheimen und dann offen betriebene Hezereien und Verdächtigungen brachten sie aber bald wegen „Gefährdung der Reichsfinanzen“ auf die Anklagebank. Wir sind aber von der Unschuld der Berichteten überzeugt und werden ihr stets ein treues Andenken bewahren. Die trauernden Postkartenschreiber.“ Hoffentlich wird die beliebte 2 J-Postkarte bald ihre Auferstehung feiern.

Frische Luft im Schlafzimmer. Zwar kann der Mensch nach der alten Redensart nicht von der Luft leben, aber ebensovienig kann er es ohne Luft. Und auch auf die Art der Luft kommt es gewaltig an. Was spricht man nicht alles von Luftveränderung und von Luftkuren usw., und dieser Teil einer heilkundigen Beratung pflegt den Patienten noch immer am ehesten einzuleuchten. Nun sollte man aber zuerst doch daran denken, die Atmosphäre in den vier Wänden, die unsern täglichen Aufenthalt bilden, nach Möglichkeit zu verbessern. Das geschieht aber keineswegs überall und ganz besonders nicht genug in Bezug auf die Schlafräume. Da ist vielleicht das alte Viretoul im Wege, Nachtlust sei ungesund. Demgegenüber ist festzustellen, daß die Luft nachts sicher meist reiner ist als am Tage, weil weniger von dem durch den Straßenverkehr aufgewirbelten Staub mit seinen Millionen von Bakterien darin enthalten ist. Das wird auch jeder zugeben. Die Abneigung gegen die Nachtlust besteht hauptsächlich in dem Argwohn, daß sie kühl und feuchter sei — mit einem Wort: man fürchtet, sich zu erkälten. Was die Feuchtigkeit betrifft, so bildet sie sich in wolkenlosen Nächten in der Nähe des Erdbodens und dringt nicht weit hinauf. Gegen

die Kälte ist der Schläfer meist ausreichend durch Bettdecken geschützt, die hervorragend schlechte Wärmeleiter sind, d. h. sehr warm halten. Für das Wohlbefinden im allgemeinen ist das Atmen frischer und reiner Luft auch während des Schlafes ohne Zweifel sehr dienlich, und jeder wird sich dann beim Erwachen weit mehr erquickt fühlen. Das liegt daran, daß der Schläfer die von ihm selbst ausgeatmete, also verbrauchte Luft, nicht immer wieder einzuatmen braucht. Von welcher Bedeutung das für den Organismus sein muß, geht aus der Ueberlegung hervor, daß die meisten Menschen den dritten Teil ihres ganzen Lebens verschlafen.

(Nur für Leute ohne Kinder!) Ein Gang durch die Stadt zeigt uns jetzt in großer Menge die bekannten roten Zettel mit der Aufschrift: „Wohnung zu vermieten.“ Es ist bekanntlich, so schreibt die Straßburger Post, bei uns der Herbsttermin die Zeit, wo die meisten Wohnungswechsel vorgenommen werden, eine Zeit beunruhigender Angst und Sorge die das Glück oder nach anderer Meinung das Unglück haben, mit Kindern reich gesegnet zu sein. Denn es gibt ja viele Hausbesitzer, die ihre Wohnungen kinderreichen Familien verlagern. Eine dieses nicht zu billige Verhalten der Eigentümer berührende Klage in poetischer Form fanden wir vor einigen Jahren in einer schweizerischen Zeitung. Sie möge hier wiedergegeben werden, um jene Hartherzigen zu erweichen, die sich den Kindern gegenüber so gebärden, als seien sie bereits voll erwachsen zur Welt gekommen:

Ah, lieber Gott, vom Himmel schau  
Boll Mitleid auf uns nieder,  
Ein Menschenkind, so böse und rauh,  
Schreibt in die Zeitung wieder:  
„Ein sonnenhell's Wohngemach  
Zu vermieten“ — aber ach! —  
Für Leute ohne Kinder!“

Der hat gewiß zu keiner Zeit  
Des Himmels Ruf vernommen:  
„Sie, deren Reich der Himmel ist,  
Lohnt alle zu mir kommen!“  
O sag's dem Harten nur geschwind,  
Wie gottlos seine Worte sind:  
„Für Leute ohne Kinder!“

Das Hündlein liebt er und die Katze,  
Er legt sie gar auf Kissen —  
Für Kinder hat er keinen Platz,  
Das Schönlust will er wissen.  
Das Kind ist's, das uns Kränze sticht;  
Wie trostlos ist das Leben nicht  
Für Leute ohne Kinder!“

D'rum große nicht der Jugendlust,  
Ein Kind ist Gottes Gabe.  
Nimm gern es auf, bedenke! Du mußt  
Einmal genug im Grabe!  
Einst modern in des Todes Strauß.  
D'rum auf die Tür! Und schreibe aus:  
„Für Leute, auch mit Kindern!“

[Afrika-Reisender gesucht.] Prinzipal: „In welchen Gegenden, mein Herr, würden Sie es vorziehen, zu reisen?“ — Reisender: „Ja, am liebsten dorthin, wo die Bevölkerung vegetarisch ist.“

Ein solcher hatte in der letzten Zeit wiederholt seine Raubzüge bis in unsere Gegend ausgedehnt, und schon vor der Ankunft der Fürstin hatten wir eine Jagd auf ihn verabredet. Jetzt war die Sache etwas in den Hintergrund getreten. Als die Fürstin jedoch davon hörte, bestand sie darauf, die Löwenjagd mitmachen zu wollen, und Varigues, der seine Schutzbefohlene keiner Gefahr aussetzen wollte, geriet in nicht geringe Verlegenheit. Es wurde schließlich verabredet, daß die Fürstin einen durch den Rittmeister und ein Duzend Chasseurs gedeckten Posten einnehmen sollte, während ich mit Leutnant Desvillons und den Kabylen eines befreundeten Stammes den Löwen aufsuchen und den Versuch machen sollte, ihn der Fürstin zuzutreiben. Letzteres war übrigens nicht ernst gemeint, denn wer jemals eine Löwenjagd mitgemacht hat, weiß, daß von einem Treiben dieses Wildes keine Rede sein kann.

(Schluß folgt.)

Ein amerikanisches Sommervergnügen. Das Neueste, worauf die Freude an Exzentricitäten die New-Yorker hat verfallen lassen, ist folgender kleiner „Sommerschmerz“: die Teilnehmer setzen sich in ein Eisenbahnkoupee, und der Zug fährt auch wirklich ab. Mit voller Geschwindigkeit läuft er zwischen zwei Leinwandwänden dahin, auf denen in schönster Malerei die weiten Prärien dargestellt sind, so daß die Reisenden die Illusion haben, mit dem Expreszug durch Wild-West zu jaulen. Blö-

lich wird der Zug angehalten, man hört Flintenschüsse und lautes Schreien. An den Fenstern erscheinen die Gestalten von Indianern. Wild und drohend rufen sie den Reisenden zu: „Hands up!“ und mit dem Revolver in der Faust dringen sie in den Wagen, durchsuchen die Taschen der Reisenden und nehmen ihnen jeden Heller ab, der sich darin findet. Es sind waschechte Indianer und es sind wirkliche Diebe, die, wie der Impresario in seinen Annoncen verkündigt hat, alle bereits einmal verurteilt worden sind, weil sie ernsthaft Angriffe auf Eisenbahnzüge unternommen hatten. Man sollte annehmen, daß diese Tatsache einigermaßen beunruhigen könnte, und in der Tat überwachen die Teilnehmer an diesem Scherz die Wanderungen ihrer Geldtasche doch mit einiger Besorgnis. Aber die Apachen von Coney-Island, wo dieses Vergnügen inszeniert wird, sind ehrenwerte Leute — wenigstens jetzt —, und begnügen sich, 25 Cents pro Person zu nehmen; nachdem die Vorstellung zu Ende ist, geben sie den Rest getreulich zurück. Für 25 Cents kann also der New-Yorker die Sensation durchkosten, einen mit größtem Realismus inszenierten Eisenbahnüberfall zu erleben.

Die Ursache der Seekrankheit. Zwei englische Physiologen, J. Allen und A. Slang, sind auf Grund eingehender Beobachtungen zu dem Resultat gekommen, daß die Seekrankheit ausschließlich die Folge der besonderen Art von Gesichtseindrücken ist, die man auf einem schwankenden Schiffe erhält. Das Auge wird durch die ständigen

Veränderungen im Gesichtsfelde schnell ermüdet, und in der Folge stellt sich schließlich das charakteristische Unwohlsein, das unter dem Namen Seekrankheit bekannt ist, ein. Aus diesem Grunde, so schreibt „La Nature“, ist auch das beste Mittel zur Verhütung der Seekrankheit die Lektüre eines interessanten Buches, das jedoch so gehalten werden muß, daß alle Gegenstände der Umgebung, die infolge der Schwankungen des Schiffes eine anscheinende Ortsveränderung erfahren könnten, den Blicken entzogen sind. Man hat ja auch schon oft als ein Mittel gegen die Seekrankheit empfohlen, seine Augen fest auf einen kleinen Handspiegel zu richten, in dem man sein eigenes Bild erblickt.

Mittel, die Fliegen von den Pferden abzuhalten. Man nehme 4 Teile grüne Blätter der Kürbisstaude, 2 Teile desgleichen des Sadebaums, 1 Teil desgl. der Wermutstaude, 2 Teile desgl. des Ruchbaums, menge sie wohl untereinander und reibe damit die Pferde, nachdem sie gestriegelt worden sind, gut ab, bis die Blätter sämtlich zer-malmt sind. — Kommen die Pferde in heftigen Regen oder schwitzen sie stark, so muß dies alle 14 Tage wiederholt werden; sonst hält der Geruch länger an.

[Lakonischer Bescheid.] Arzt: „Die Schmerzen sind offenbar nervöser Natur und auf Ueberanstrengung zurückzuführen.“ — Patient: „Läßt sich dagegen nichts tun?“ — Arzt: „Nichts tun!“  
(Magels „Luft. Welt.“)

Redaktion, Druck und Verlag von C. Meißner in Utenendörp.